

MICHAEL
PEINKOFER



Das
Vermächtnis
der
Runen

HISTORISCHER ROMAN

BASTEI ENTERTAINMENT 

INHALT

Cover

ÜBER DEN AUTOR

Titel

Impressum

Widmung

HANDELNDE PERSONEN

PROLOG

BUCH 1: TESTAMENT

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

BUCH 2: ANONYMUS

1

2

3

4

5

6

7

8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21

BUCH 3: VERMÄCHTNIS

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21

22

23

24

EPILOG

NACHWORT

DANKSAGUNG

ÜBER DEN AUTOR

Michael Peinkofer, Jahrgang 1969, studierte in München Germanistik, Geschichte und Kommunikationswissenschaft. Seit 1995 arbeitet er als freier Autor, Filmjournalist und Übersetzer. Unter diversen Pseudonymen hat er bereits zahlreiche Romane verschiedener Genres verfasst. Bekannt wurde er durch den Bestseller Die Bruderschaft der Runen und der historischen Abenteuerreihe um Sarah Kincaid. Michael Peinkofer lebt mit seiner Familie im Allgäu. Weitere Informationen zum Autor unter www.michael-peinkofer.de

MICHAEL
PEINKOFER

Das
Vermächtnis
der
Runen

HISTORISCHER ROMAN

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Autoren- und Verlagsagentur Peter
Molden, Köln

Copyright © 2014 by Michael Peinkofer
Originalausgabe 2014 by Bastei Lübbe AG, Köln

Zeichnungen: Daniel Ernle, **dec3** GmbH & Co. KG, Berkheim

Textredaktion: Stefan Bauer

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel, punchdesign, München

Einband-/Umschlagmotiv: Johannes Wiebel, punchdesign, München unter

Verwendung von © Shutterstock/Wjasek; Shutterstock/Heartland

E-Book-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-5272-3

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für meine Mädels.
Wo wäre ich ohne Euch?

HANDELNDE PERSONEN

Quentin Hay

Journalist, Neffe Walter Scotts

Mary Hay

seine Ehefrau

James Ballantyne

Verleger, Freund Sir Walters

Lady Charlotte

Sir Walters Ehefrau

Brighid

eine blinde Passagierin

Duke of Albany

ein Mann mit dunkler Vergangenheit

Charlotte, Duchess of Albany

seine Tochter

Winston McCauley

Arzt aus Boston

Milton Chamberlain

Anwalt aus London

Cranston McCabe

Kapitän der *Fairy Fay*

Jeffrey Pine

Erster Offizier der *Fairy Fay*

Sean O'Leary

Maat der *Fairy Fay*

Andrew Frowley

Offizier der Hafenkommantur von Leith

Desmond Filby

Notar aus Edinburgh

Horatio Bloomfield

Redakteur des *Edinburgh Weekly Journal*

Mortimer Kerr

Verwalter von Abbotsford

Trevor

Kutscher
John Slocombe
Sheriff von Kelso
Malcolm Graham
junger Mann aus Kelso
Red Molly
eine Kupplerin
Natty
ein Freudenmädchen
Captain Fulton
Hauptmann der Grey Dragoons
Jacques Ferrand
Kapitän der *Espérance*
Tristan Luriel
sein Erster Offizier
Serena
eine Hausbedienstete
Ginesepina
die Köchin
Manus
ein bereitwilliger Diener
und
Sir Walter Scott
Unternehmer, Anwalt und Romancier

PROLOG

Ostküste Schottlands
Dezember 1745

»*Sacré brouillard.*«

Unruhig trat Kapitän Jacques Ferrand von einem Fuß auf den anderen, während er den Mantel um seine Schultern enger zog und die Planken unter seinen Stiefeln knarrten. Er hatte das Gefühl, dass die Kälte und der Nebel nicht nur unter seine Kleider krochen, sondern auch unter seine Haut, und sich direkt auf seine schmerzenden Knochen legten.

Wie er den Norden hasste!

Seine Gedanken schweiften ab, flüchteten aus dem kalten Grau dieser Nacht in das weiche, sonnenwarme Licht des Luberon, wo er geboren war und seine Kindheit und einen Teil seiner Jugend verbracht hatte, ehe er dem Lockruf des Abenteuers gefolgt und zur königlichen Marine gegangen war. In Nächten wie diesen hätte er manches darum gegeben, wieder zu Hause zu sein, in dem kleinen Haus, das er sein Eigen nannte und wo seine Frau und seine vier Kinder auf ihn warteten; im Garten zu sitzen, den Duft der nahen Lavendelfelder zu riechen und auf die ockerfarbenen Felsen zu blicken, die im Licht der untergehenden Sonne ...

»*Mon capitaine!*«

Lieutenant Luriel, sein Erster Offizier, war zu ihm getreten. Die Miene des jungen Mannes war angespannt, beinahe besorgt.

Ferrand nickte. Es war Zeit.

Mit einem Handzeichen gab er Luriel zu verstehen, dass die Fahne eingeholt werden sollte. Es widersprach Ferrands aufrichtigem Wesen, sein Schiff auf diese Weise unkenntlich zu machen und sich wie ein Dieb in dunkler Nacht der Küste entgegenzuschleichen, ohne Hoheitszeichen, die Lampen an Bord sämtlich gelöscht. Doch die Mission erforderte es; die Ladung, die die *Espérance* an Bord hatte, machte es unumgänglich.

Ferrand blickte am Mast empor, dessen Top sich in Dunkelheit und Nebel verlor, sah die schemenhaften Gestalten zweier Matrosen das Lilienbanner einholen und falten. Niemand sollte sehen, dass es ein französisches Schiff war, das der Küste entgegenhielt. Um das Versteckspiel zu komplettieren, waren Ferrand und seine Mannschaft auch angewiesen worden, ihre Uniformen abzulegen und sich als Handelsschiffer zu tarnen – ein weiterer Winkelzug, der dem Kapitän der *Espérance* nicht behagen wollte. In seiner langen Karriere als Offizier zur See hatte er zahllosen Stürmen getrotzt und in vielen Gefechten gekämpft, doch diese Heimlichtuerei war ihm zuwider, kaum weniger als der Nebel und die Kälte.

Wie zum Spott lösten sich unvermittelt Schneeflocken aus dem Nachthimmel und fielen lautlos auf das Deck, was Ferrand eine weitere Verwünschung entlockte. Und fast im selben Moment konnte er erkennen, wie Wolken und Nebel für einen Moment aufrissen und den Blick auf ein schwarzes, scharf gezacktes Band freigaben, das am nahen Horizont verlief.

Die schottische Küste.

Leise gab Ferrand Befehl, die Segel zu reffen. Dann ließ er sich vom Maat eine Laterne reichen. Ferrand entzündete sie und trat damit an die Reling, und indem er die Flamme

in dicht aufeinander folgenden Abständen mit dem Saum des Umhangs bedeckte, schickte er ein Lichtsignal zur Küste, so, wie es ihm aufgegeben worden war.

Der Kapitän spürte, wie sich sein Pulsschlag beschleunigte, während er das Signal in die Dunkelheit sandte, nicht nur, weil er damit die Position seines Schiffes preisgab, sondern auch, weil er sich nicht sicher war, ob er die richtige Bucht angesteuert hatte. Wegen der Wolken und des Nebels hatte Ferrand den Kurs zuletzt nur schätzen können und hoffte, dass die um diese Jahreszeit besonders starken Küstenströmungen die *Espérance* nicht zu weit nach Norden abgetrieben hatten. Und selbst wenn es der vereinbarte Treffpunkt war – würden die Kontaktleute, denen er die Fracht übergeben sollte, tatsächlich auf ihn warten?

Mit zu Schlitzen verengten Augen starrte der Kapitän zum gezackten Band der Küste.

Als dort alles dunkel blieb, wiederholte er das Signal. Und im selben Augenblick, da der Kapitän der *Espérance* den Umhang einmal mehr enger ziehen und das raue Wetter mit einer Verwünschung bedenken wollte, sah er inmitten der Schwärze etwas aufblitzen.

Es war nur ein schwaches Leuchten und so kurz, dass man schon einen Lidschlag später nicht mehr hätte sagen können, ob es sich womöglich nur um eine Täuschung gehandelt hatte. Aber dann wiederholte es sich, sodass kein Zweifel mehr möglich war.

Die andere Seite antwortete.

Jacques Ferrand war nicht eitel genug, um sich zu der nautischen Meisterleistung zu gratulieren, die er vollbracht hatte. Er gönnte sich noch nicht einmal ein Aufatmen. Sein einziges Ansinnen bestand darin, die geheime Ladung loszuwerden und dann so rasch wie möglich auf die offene See zurückzukehren.

Er wies Luriel an, das Beiboot klarzumachen und die Ladung auf Deck holen zu lassen. Die Matrosen der

Espérance, von denen einige schon seit Jahren unter Ferrands Kommando dienten, waren kräftige Burschen. Dennoch waren vier von ihnen nötig, um die mit Wachs versiegelte und mit eisernen Schlössern gesicherte Truhe aus dem Laderaum zu hieven und im Beiboot zu verstauen. Zwei Marinesoldaten, wie Ferrand und der Rest der Mannschaft in zivile Kleider gehüllt, stiegen in das Boot, um die Ladung zu bewachen. Als Ferrand ihnen folgen wollte, hielt Luriel ihn zurück.

»*Mon capitaine*, sollte nicht lieber ich gehen?«

»Nein.« Ferrand schüttelte den Kopf. »Der Befehl war in dieser Hinsicht eindeutig. Ich selbst soll dafür Sorge tragen, dass die Ladung sicher übergeben wird. Sollten sich die Dinge anders entwickeln als vorgesehen, wissen Sie, was zu tun ist.«

»Aber ...« Ferrand sah, wie ein dicker Kloß Luriels blassen Hals hinauf- und wieder hinabwanderte, während der junge Offizier nach passenden Worten rang. »Ich weiß nicht, ob ...«

Die vielen Jahre auf See hatten Ferrand zu einem guten Menschenkenner gemacht. Er wusste, wann seine Leute Zuspruch brauchten, wann Ermahnung und wann eine Mischung aus beidem. Kurzerhand legte er Luriel die rechte Hand auf die Schulter und sah ihm fest in die Augen. »Tristan«, sprach er ihm leise zu, »dies ist nicht der Augenblick für Selbstzweifel. Sollte ich nicht zurückkehren, werden Sie das Schiff wenden und unverzüglich nach Brest zurücksegeln, haben Sie verstanden?«

Luriel starrte ihn an.

Und nickte schließlich.

»Ich zähle auf Sie, Tristan. Haben Sie verstanden?«

Luriel nickte abermals.

»*Oui, capitaine*.«

Ferrand nickte, rüttelte in einer freundschaftlichen, fast väterlichen Geste an der Schulter des Offiziers. Dann wandte er sich ab und bestieg das Beiboot, das

ausgebracht und abgefiert wurde. Sechs Matrosen kletterten an den Strickleitern herab und bemannten die Riemen, und schon kurz darauf schwankte das Beiboot von der Dünung getragen der Küste entgegen.

Im selben Maß, wie der Schneefall zunahm, lichtete sich der Nebel, sodass in dem spärlichen Mondlicht, das durch die Wolkendecke drang, die Küstenlinie immer deutlicher sichtbar wurde: steil aufragende, schroffe Felsen, so kalt und ungastlich wie das Land, das sich dahinter befand. Der Gedanke, dass er sich freiwillig für diese Mission gemeldet hatte, befremdete Ferrand plötzlich. Obschon er bereits in den überseeischen Kolonien gedient hatte und viele Male in Ostindien gewesen war, hatte er plötzlich das Gefühl, noch nie zuvor in seinem Leben so weit von zu Hause entfernt gewesen zu sein.

Es war eine unsinnige, überflüssige Empfindung, doch sie war so stark, dass Ferrand seine ganze Disziplin aufwenden musste, um sich ihrer zu erwehren. Er sah nach der Truhe, die im Heck des Bootes verzurrt worden war. Man hatte ihm nicht gesagt, was sich darin befand, lediglich, dass der Inhalt dieser Truhe den unseligen Krieg, der sich an der österreichischen Thronfolge entzündet hatte und seit nunmehr fünf Jahren tobte, zu beenden vermochte, zum Ruhme Frankreichs und zum Verderben Englands und Österreichs. Diese Aussicht hatte Ferrand dazu bewogen, sein Schiff in den Dienst dieser geheimen Mission zu stellen, und sie war es auch, an die er sich in diesem Augenblick klammerte, als Sturmböen eisig über die See fegten und das Boot sich bald aufrichtete, bald in tiefe Wellentäler stürzte.

Die Küste war jetzt nur noch einen Steinwurf entfernt. Ein Strand aus grobem Kies zeichnete sich ab, darüber schroffer Fels, in dem unvermittelt wieder ein Licht aufglomm.

Drei lange Signale und drei kurze.

Ferrand griff seinerseits nach der Laterne und erwiderte das Signal in umgekehrter Reihenfolge.

Das verabredete Zeichen.

»Los, Leute«, zischte er daraufhin seinen Männern zu.
»Legt euch in die Riemen. Schon bei Tagesanbruch sind wir auf dem Weg nach Hause.«

Diese Aussicht schien die Männer zu beflügeln. Ohnehin hatte die Überfahrt unter keinem guten Stern gestanden. Unruhige See, ungünstige Winde, eine britische Fregatte und schließlich der dichte Nebel hatten dafür gesorgt, dass die *Espérance* Umwege hatte nehmen müssen und langsamer vorangekommen war, als die Dringlichkeit der Mission es erforderte. Dass es Ferrand gelungen war, den Treffpunkt dennoch binnen des vereinbarten Zeitraumes zu erreichen, grenzte an ein Wunder. Einmal mehr hatte das Schiff seinem Namen Ehre gemacht.

Je seichter das Wasser wurde, desto steiler türmten sich die Wellen, überschlugen sich und tosten dem Strand entgegen, wobei sie das Boot erfassten und das letzte Stück trugen. Der Kiel hatte den sandigen Grund kaum berührt, als die Matrosen bereits aus dem Boot sprangen und es vollends an Land zogen, dem eisig kalten Wasser zum Trotz. Schließlich ging auch Ferrand an Land, gefolgt von den beiden Soldaten, die ihre Musketen erhoben hielten und sich wachsam in der Dunkelheit umblickten.

Erst in diesem Moment wurde Kapitän Ferrand bewusst, dass er zum ersten Mal in seinem Leben den Fuß auf das Land des Feindes setzte. Doch wenn die Pläne aufgingen, so war dieser Feind womöglich schon bald ein Verbündeter.

Einer der Soldaten stieß einen leisen Warnruf aus und deutete in Richtung der Felsen. Fast im selben Moment erblickte auch Ferrand die Gestalten, die sich von dort näherten.

Wie viele es waren, vermochte er nicht zu sagen. Menschen, Felsen und verkrüppelte Bäume waren inmitten von Dunkelheit und wirbelnden Flocken nicht voneinander

zu unterscheiden. Erst als sie sich durch den knirschenden Kies näherten, konnte Ferrand Einzelheiten ausmachen. Gesichter sah er nicht, nur Umrisse, und die sagten ihm, dass die Gestalten bewaffnet waren. Wenn auch wohl nur mit Knüppeln und Entermessern.

Einer der Schotten rief Ferrand etwas zu. Infolge des heulenden Windes und der rauschenden Brandung verstand der Kapitän nicht, was der andere sagte, aber er nahm an, dass er nach der Losung fragte.

»*Fhìor rìgh*«, presste Ferrand daraufhin ebenso mühsam wie unbeholfen hervor. Die gälischen Worte auszusprechen, bereitete seiner französischen Zunge Probleme. Er konnte nur hoffen, dass sie dennoch verstanden wurden.

Ein banger Augenblick verstrich, dann nahm Ferrand erleichtert zur Kenntnis, dass die Schotten ihre Waffen sinken ließen. »Kommt näher«, forderte ihr Wortführer den Kapitän in leidlichem Französisch auf, worauf sich Ferrand zu seinen Leuten umwandte und sie anwies, die Truhe abzuladen.

Die Matrosen gehorchten wortlos und luden die schwere Truhe ab. Mühsam schleppten sie sie ein Stück den Strand hinauf, ehe sie sie auf Ferrands Geheiß im Kies absetzten.

»Wir sind niemals hier gewesen«, erklärte der Kapitän dazu. »Und Sie haben diese Ladung nie erhalten.«

»Verstanden«, kam es in schlechtem Französisch zurück.

Der Schotte und einige seiner Leute waren bis auf wenige Schritte herangekommen. Ferrand glaubte, bärtige Mienen zu erkennen und Augenpaare, die in der Dunkelheit funkelten, und etwas in ihm drängte ihn, diesen Ort so rasch wie möglich zu verlassen. Er hatte seinen Auftrag ausgeführt und die Ladung übergeben, was nun geschah, lag nicht mehr in seiner ...

Ein hässliches Geräusch ließ ihn herumfahren.

Es war ein helles Flirren, gefolgt von einem gurgelnden Laut, und Ferrand sah, wie einer seiner Matrosen

umkippte, den Mund geöffnet und beide Hände auf seine durchschnittene Kehle pressend.

Es ging so schnell, dass Ferrand einen Augenblick brauchte, um zu begreifen. Da krachten bereits die Schüsse.

Zündfeuer leuchtete auf, riss in Mordlust verzerrte Mienen aus der Dunkelheit, und Ferrand hörte die Schreie seiner sterbenden Männer.

Die beiden Soldaten brachen in die Knie, noch ehe sie selbst auch nur einen Schuss abgegeben hatten, ein weiterer Matrose wurde von einem Enterhaken durchbohrt. Empörung, Entsetzen und wilder Zorn, all das ergriff gleichzeitig von Jacques Ferrand Besitz. Mit einem gellenden Schrei auf den Lippen griff er nach dem Säbel, den er unter seinem Mantel trug, und riss ihn aus der Scheide. Die Klinge in der Hand, stürmte der Kapitän der *Espérance* dem Feind entgegen, der ohne Vorwarnung und aus dem Hinterhalt angegriffen hatte – bis er plötzlich das Gefühl hatte, auf ein unsichtbares Hindernis zu stoßen.

Ferrand prallte zurück, so heftig, dass er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten. Den Säbel noch immer in der Rechten, blickte er an sich herab – nur um das Loch zu sehen, das in seiner Brust klaffte. Erst in diesem Moment drang der hämmernde Schuss in sein Bewusstsein, der soeben gefallen war.

Jacques Ferrand wankte von einem Bein auf das andere, dann brach er in die Knie und fiel vornüber in den Kies, der sich unter ihm dunkel färbte.

Der Kapitän der *Espérance* lebte noch lange genug, um zu begreifen, dass er den Luberon, sein Haus, sein Weib und seine Kinder niemals wiedersehen würde.

Dann fiel der nächste Schuss.

Marais, Paris
August 1794

Der Lärm, den der Pöbel in den Straßen entfachte und der einfach nicht abreißen wollte, seit Robespierre die Herrschaft an sich gerissen hatte und blutige Hinrichtungen an der Tagesordnung waren, drang bis in das oberste Stockwerk des alten Mietshauses an der Rue Saint-Antoine, doch die Frau, die in der hintersten Ecke der kleinen Dachkammer kauerte, nahm ihn nicht wahr.

Am ganzen Leib zitternd, mit vor Schrecken weit aufgerissenen Augen starrte sie auf den Mann, der so groß war, dass er unter der schrägen Decke nicht aufrecht stehen konnte. Schwerfällig näherte er sich ihr, das kantige Gesicht ausdruckslos, die schwieligen Fleischerhände drohend erhoben.

»Nein«, kam es tonlos über ihre Lippen, während sie krampfhaft den Kopf schüttelte. »Tu das nicht!«

»Ich habe lange nach dir gesucht«, erwiderte der Hüne mit kehliger Stimme. »Wirklich sehr lange ...«

»I-ich weiß«, versicherte sie. Eine Ewigkeit schien vergangen zu sein, seit sie die Sprache zuletzt gesprochen hatte, dennoch fand sie die Worte, selbst in diesem Augenblick. Sie zog die Beine an sich und drängte sich gegen die Mauer, als hoffte sie, dass sich darin eine Öffnung auftun und sie verschlingen würde.

»Hast du ernstlich geglaubt, dass du davonkommen würdest?«, fragte der Hüne. »Hast du gedacht, dass man dich einfach vergessen würde? Dich und dein Kind?«

»Du ... weißt es?«

Draußen auf der Straße gab es Geschrei. Vermutlich hatte der Pöbel wieder jemanden entdeckt, der sich noch in den Häusern des Marais aufhielt. Die meisten wohlhabenden Bürger hatten das Viertel schon vor Jahren verlassen und waren aus der Stadt geflohen. Nur ein paar

wenige waren geblieben, und es bekam ihnen schlecht, denn das Tribunal kannte keine Gnade. Ein Menschenleben galt nicht viel in diesen Tagen. Ein weiterer Toter auf dem Schafott kümmerte die Leute ebenso wenig, wie es die Leiche einer jungen Frau in einer Dachkammer tun würde ...

»B-bitte nicht«, hauchte sie. Tränen lösten sich aus ihren Augenwinkeln und rannen über ihr Gesicht, das einen flehenden Ausdruck annahm. »Ich kann nichts für das, was geschehen ist.«

»Vermutlich nicht«, räumte der Hüne ein. »Aber das spielt keine Rolle mehr. Es hätte niemals sein dürfen.«

»Aber ich habe nie ein Wort darüber verloren«, versicherte sie. »Und ich schwöre dir, dass ...«

»Schwüre und Versprechen.« Der Hüne schnaubte verächtlich. »Ich habe so viele davon gehört – und doch wurden sie nie gehalten.« Er trat zu ihr, die Hände noch immer erhoben. Sie schrie auf, in heller Todesangst.

»Schrei nur«, knurrte er. »Niemand wird dich hören. Die Leute dort draußen haben andere Dinge zu tun.«

»Ich will nicht sterben!«, flehte sie, wobei ihre tränengeröteten Augen ihn durchdringend anstarrten.

»Du bist bereits gestorben, Serena«, versicherte er. »Schon vor zehn Jahren.«

»Aber du ... du verstehst nicht! Ich bin ... Ich habe ...«

»Wäre es nach mir gegangen, hättest du das Haus schon damals nicht mehr verlassen. Aber auch das spielt nun keine Rolle mehr.«

Er beugte sich langsam zu ihr hinab und streckte die Hände nach ihrem Hals aus. Dabei fiel der Ärmel seines Mantels zurück, und die hässliche Narbe wurde sichtbar, die er am linken Unterarm trug und die sich vom Handgelenk bis zum Ellbogen zog.

Sie schlug mit ihren Fäusten nach ihm, doch ihre Hiebe prallten wirkungslos von ihm ab, und im nächsten Augenblick schlossen sich seine Pranken um ihre Kehle.

Anfangs versuchte sie noch sich zu wehren, zuckte und strampelte, doch seiner überlegenen Körperkraft hatte sie nichts entgegenzusetzen. Der Hüne drückte zu, und indem er seinen Griff immer weiter verstärkte, presste er das Leben aus ihr.

Ihr Widerstand erlahmte rasch, ihre Bewegungen wurden matt und fahrig. In ersterbendem Takt schlugen ihre Fäuste auf den Boden, ihre Beine wischten über die schmutzigen Dielen, während sich ihre Gesichtszüge blau verfärbten. Der Blick ihrer Augen, die in namenlosem Schrecken auf ihn gerichtet waren, wurde leer und leblos – und schließlich fiel der Mantel des Todes.

Der Hüne stöhnte leise, als er von ihr abließ und sich wieder aufrichtete: Ausdruck der Müdigkeit eines Dieners, der seinem Herrn bereits seit langer Zeit zu Gebote stand.

Noch einmal betrachtete er sie, wie sie in ihrer Ecke lag, die toten Augen auf ihn gerichtet, mit einem Blick voll stummer Anklage. Dann wandte er sich ab und sah sich in der Kammer um.

»Wo bist du?«, fragte er leise. »Bist du hier?«

Einen Augenblick lang geschah nichts.

Dann schwang die Tür eines hölzernen Schranks auf, und zwei dünne Stimmen fragten: »Mutter ...?«

Soho, London

Mai 1825

Verstohlen blickte er über die Schulter. Die Adresse, die man ihm genannt hatte, lag im Herzen von Soho, einem Viertel, in dem Überfluss und Mangel, Tugend und Laster, Licht und Dunkelheit eng beisammenlagen und nicht selten nahtlos ineinander übergangen. Und in dem gewöhnlich niemand Fragen stellte, die nicht gestellt werden sollten.

Der Mann klopfte an.

Dreimal.

Dann eine kurze Pause.

Dann vier weitere Klopfzeichen.

Das vereinbarte Signal.

Hinter dem massiven, eisengebänderten Eichenholz waren dumpfe Schritte zu hören, dann wurde der Türspion geöffnet. Ein Augenpaar erschien, das den Besucher musterte. Er nannte die Losung, die man ihm übermittelt hatte, ärgerte sich darüber, dass er dabei stotterte wie ein Schuljunge, der ein Gedicht aufsagen musste. Irritiert nahm er wahr, dass ihm das Herz bis zum Hals schlug, als der Riegel zurückgezogen wurde und die Tür sich vor ihm öffnete. Tatsächlich wurde ihm erst in diesem Augenblick bewusst, wie viel auf dem Spiel stand.

Er trat ein, gab Stock und Zylinder dem graugesichtigen Diener, der ihn hinter der Tür erwartete. Dann ließ er sich durch den schmalen, von Gaslicht beleuchteten Gang geleiten. Zu seiner Überraschung führte der Diener ihn nicht hinauf in eines der höhergelegenen Stockwerke des Hauses, sondern hinab in den Keller. Über hohe Stufen ging es in ein finsternes Gewölbe, das einst als Vorratslager angelegt worden sein mochte, inzwischen jedoch anderen Zwecken zu dienen schien.

Obschon alles ihn dazu drängte, verbot es sich der Besucher, dem Diener Fragen zu stellen. Womöglich würde man ihm das als Unsicherheit auslegen, und er durfte keine Schwäche zeigen. Nicht in diesem frühen Stadium des Plans.

Der Kellergang, dessen Wände feucht waren und dessen Decke Schimmel überzog, endete vor einer weiteren Tür.

»Nun?«, fragte der Besucher. »Wollen Sie mir nicht öffnen?«

»Gewiss, Sir«, versicherte der Diener gleichmütig. »Sobald Sie dies hier angelegt haben.« Damit hielt er ihm etwas hin, das aus schwarzem Stoff bestand: eine Haube,

der eines mittelalterlichen Henkers nicht unähnlich, aber ohne Öffnungen für die Augen.

Der Besucher hob befremdet die Brauen. »Ist diese Maskerade notwendig?«

»Wenn diese Tür sich öffnen soll – durchaus.«

Der Besucher biss sich auf die Lippen, nur mühsam beherrschte er seinen Zorn. Einen Augenblick lang zögerte er und überlegte, wie er auf diesen Affront reagieren sollte. In einem jähen Entschluss riss er dem Diener die Haube aus der Hand und zog sie sich über den Kopf. Die Welt um ihn herum versank in Dunkelheit, die Geräusche wurden dumpf.

»Sind Sie jetzt zufrieden?«, fragte der Besucher. Seine eigene Stimme klang nun ganz nah, und er konnte hören, wie sie bebte.

Der Diener gab keine Antwort mehr, dafür konnte man hören, wie die Tür entriegelt wurde und knarrend aufschwang. Schritte über feuchten Stein. Dann spürte der Besucher, wie man ihn ergriff und ihm die Hände auf den Rücken fesselte.

»Verdammt!«, rief er aus, sich nicht mehr länger beherrschend. Die Furcht brach sich plötzlich Bahn, der hässliche Verdacht, einen Fehler begangen zu haben! »Was soll das? Was hat das zu bedeuten?«

Erneut bekam er keine Antwort, dafür bugsierte man ihn in die Kammer, die sich jenseits der Tür erstreckte. Dem Widerhall der Schritte nach musste es sich um ein geräumiges Gewölbe handeln, sehr viel größer, als er es erwartet hatte.

»Verzeihen Sie«, sagte eine sonore Stimme, die der Besucher sogleich erkannte. Sie gehörte dem Mann, mit dem er sich vor zwei Tagen im Hyde Park getroffen hatte. Dass er den Sprecher kannte, beruhigte den Besucher ein wenig.

»Was soll das?«, begehrte er dennoch gegen die Behandlung auf. »Ist das eine Art und Weise, einen Gast zu

behandeln?«

»Ich bedaure diese Maßnahmen«, versicherte der andere. »Aber wie ich Ihnen schon bei unserem Treffen sagte, legen die hier anwesenden Gentlemen großen Wert darauf, unerkannt zu bleiben.«

»Und deshalb behandeln Sie mich wie einen Verbrecher?«

»Das liegt nicht in unserer Absicht. Doch Sie sollten dem Wunsch unserer Mitglieder nach Anonymität mit Verständnis begegnen. Schließlich haben Sie bislang nichts getan, um ihr Vertrauen zu verdienen. Wir haben nicht um Ihren Besuch gebeten, Sir. Sie sind hier, weil Sie selbst den Wunsch dazu geäußert haben.«

»Und weil Sie sich gewisse Vorteile davon versprechen«, erwiderte der Besucher, wobei er in das Rund der Zuhörer sprach, ohne zu wissen, wie groß es tatsächlich war.

»Das will ich nicht leugnen«, versicherte der andere. »Wie steht es nun also? Wollen Sie den Plan, von dem Sie so überaus vielversprechende Andeutungen gemacht haben, nun etwas näher ausführen?«

Der Besucher holte tief Luft. Auf diesen Augenblick hatte er lange gewartet, doch die unvorteilhafte Verhandlungsposition gefiel ihm nicht. »Sie erwarten, dass ich meine Pläne offenlege, ohne dass ich Gesichter sehe?«

»In der Tat«, kam es zurück.

»Ist Ihnen klar, wie viel ich dabei riskiere?«

»Sie eingebildeter junger Narr!«, zischte daraufhin eine andere Stimme mit ungewöhnlicher Schärfe. »Was immer auch für Sie auf dem Spiel stehen mag – für mich geht es dabei um ungleich mehr. Also fangen Sie schon an, uns Ihren Plan auseinanderzusetzen, oder scheren Sie sich zum Teufel!«

Der Besucher widersprach nicht mehr.

Zum einen beeindruckte ihn die eiserne Entschlossenheit in der Stimme seines gesichtslosen Gegenübers. Zum anderen verunsicherte ihn die Tatsache,

dass es kein Mann war, der diese Worte gesprochen hatte, sondern eine Frau. Rache schien fürwahr eine weibliche Domäne zu sein ...

»Wie ich hörte«, begann er deshalb, »verfolgen Sie gewisse ... Absichten. Absichten, die zum einen wirtschaftlichen Interessen dienen, zum anderen aber auch sehr persönlichen.«

»Und?«

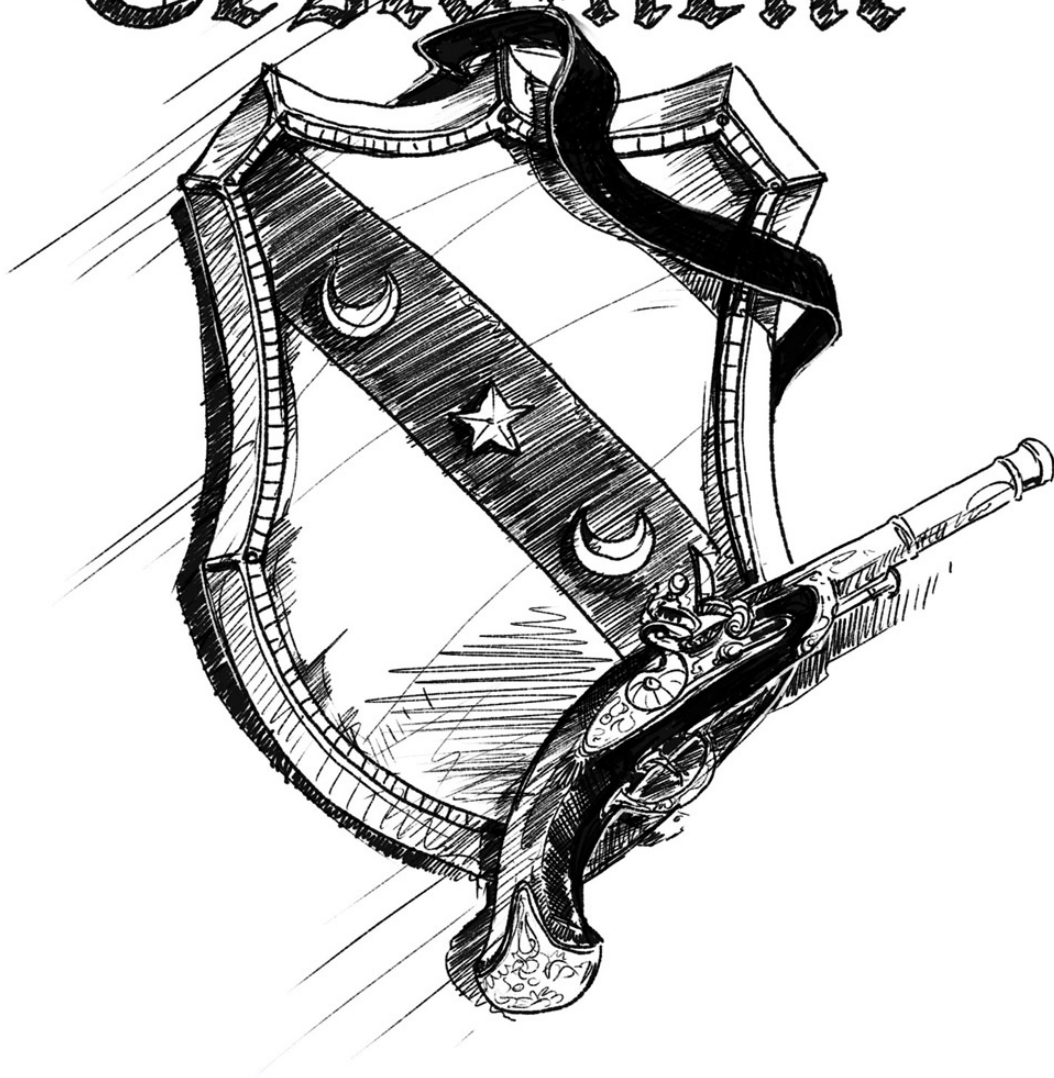
»Erlauben Sie mir, der Schlüssel zu Ihrer Rache zu sein«, erbot sich der Besucher. »Sie geben mir, wonach es mich verlangt, und ich verschaffe Ihnen, wonach es Sie verlangt.«

»Und das wäre?«, fragte die Frau ohne erkennbare Regung.

»Die vollständige und unwiderrufliche Vernichtung von Sir Walter Scott«, entgegnete der Besucher.

Und das Schweigen, das ihm entgegenschlug, verriet ihm, dass er gewonnen hatte.

Buch. 1 Testament



1

Edinburgh
Anfang Dezember 1825

Schnee.

Lautlos fielen die Flocken aus dem dunklen Himmel: filigrane Gebilde, die flirrend am Fenster vorbeiglitten und im Widerschein des Kaminfeuers glitzerten, ehe sie sich wieder in der Dunkelheit verloren und zu Boden sanken. Die Laternen in den Straßen und Gassen führten einen vergeblichen Kampf gegen das dichte Treiben, das schon weite Teile der Stadt mit einer weißen Schicht überzogen hatte. Bereits nach wenigen Yards verblasste ihr Schein in der Kälte und in einer Dunkelheit, die so undurchdringlich und ungewiss war wie die Zukunft ...

»In Gedanken, alter Freund?«

Erst die Stimme seines langjährigen Geschäftspartners und Weggefährten James Ballantyne machte Sir Walter Scott klar, wie sehr er in seinen Grübeleien versunken gewesen war. Ein wenig beschämt wandte er sich vom Fenster ab, durch das er geistesabwesend gestarrt hatte. Das Glas Scotch, das Ballantyne ihm eingeschenkt hatte, hielt er noch immer in der Hand, ohne auch nur einen Schluck daraus getrunken zu haben.

»Verzeih, mein guter James«, bat er.

Die schmalen, spitznasigen Züge Ballantynes, der in einem der beiden Ohrensessel vor dem Kaminfeuer saß, zerknitterten sich zu einem nachsichtigen Lächeln. »Nicht doch«, wehrte er ab. »Gehört es nicht zum ABC eines Schriftstellers, das Hier und Jetzt hin und wieder zu verlassen und in Tagträumen zu versinken? Ich wäre weiß Gott ein schlechter Verleger, wenn ich dafür kein Verständnis aufbringen würde.«

Sir Walter erwiderte das Lächeln, wenn auch ein wenig gequält. Es stimmte ja, er war Schriftsteller – auch wenn er die Bezeichnung Romancier bevorzugte –, und das nicht unbeträchtliche Vermögen, das ihm und seiner Familie nicht nur ein höchst komfortables Leben, sondern auch den Kauf seines Landsitzes Abbotsford ermöglicht hatte, hatte er nicht durch seine juristische Tätigkeit erworben, sondern durch den ungeheuren Erfolg, den seine schriftstellerischen Werke zu verbuchen hatten. Allein sein vor zwei Jahren erschienener Roman »Quentin Durward«, zu dem ihn nicht zuletzt reale Ereignisse inspiriert hatten¹, hatte sich tausendfach verkauft. Gleichwohl schämte Sir Walter sich ein wenig für seine schriftstellerische Tätigkeit, für die er hin und wieder verspottet wurde und die so gar nichts mit der seriösen Juristerei gemein hatte; und er misstraute dem Erfolg, den sie ihm eingetragen hatte.

Zumal in Zeiten wie diesen.

Das Scotchglas in der Hand drehend, kehrte Sir Walter zu seinem Sessel zurück. In Nächten wie diesen spürte er sein steifes Bein, das ihm von einer Krankheit aus Kindertagen geblieben war, und das Gehen fiel ihm schwerer als an anderen Tagen. Dankbar dafür, sich wieder setzen und am Feuer wärmen zu können, ließ er sich in den Ohrensessel sinken. Eine Weile lang blickten die beiden ergrauten Männer in die Flammen, deren Widerschein flackernde Schatten auf ihre Gesichter warf.

»Denkst du noch manchmal an früher zurück?«, fragte Ballantyne nach einer Weile.

»Wie weit zurück meinst du? Falls du von unserer gemeinsamen Schulzeit sprichst, an die kann ich mich kaum erinnern.«

»Nein«, wehrte Ballantyne mit einer wegwerfenden Handbewegung ab, »ich spreche von der Zeit, als wir den Verlag gründeten. Als mein Bruder noch lebte. Und als die Welt nicht groß genug für uns zu sein schien.« Ein wehmütiges Lächeln glitt über seine Züge. »Alles schien damals möglich.«

»Und?«, fragte Sir Walter lächelnd. »War es das etwa nicht?«

»Fürwahr, man möchte es meinen.« Ballantyne nickte. »Der ungeheure Erfolg deiner Bücher, das plötzliche Interesse an unserem schottischen Erbe, der Besuch des Königs in unserer Stadt und nicht zuletzt der Fund des Königsschwerts.«

»Erinnere mich nur nicht daran«, bat Sir Walter stöhnend und mit einem Augenzwinkern.

»Willst du leugnen, dass es eine gute Zeit war?«

»Nein«, lenkte Sir Walter ein, »das möchte ich nicht.«

Ballantyne hob sein Glas. Im Schein des Kaminfeuers nahm der bernsteinfarbene Scotch ein verheißungsvolles Leuchten an. »Auf die alten Zeiten«, sagte er. »Und auf John.«

»Auf deinen Bruder«, bestätigte Sir Walter, und beide tranken.

Der Scotch schmeckte stark und erdig, nach Tabak und Honig und nach alter Eiche. Solange er ihnen in der Kehle brannte, schwelgten die beiden Freunde in süßen Erinnerungen. Doch sobald das Brennen nachließ, rückte die Gegenwart wieder ins Bewusstsein.

»Wer hätte damals geglaubt, dass es so weit kommen könnte?«, fragte Ballantyne in die Stille.

»Sieh an.« Mit dem Finger fuhr Sir Walter über den Rand seines Glases und ließ es leise singen. »Du hast mich

also nicht nur zu dir bestellt, um über alte Zeiten zu plaudern.«

»Nein«, gab Ballantyne zu. Als ob er sich Mut antrinken müsste, leerte er auch noch den Rest seines Glases und sah seinen Freund dann durchdringend an. »Die Lage ist ernst, Walter.«

»Ist sie das?«

»Selbst dir kann nicht entgangen sein, dass sich dunkle Wolken über Schottland zusammengezogen haben. Die Finanzkrise, die in London ihren Anfang nahm, hat Schottland inzwischen erreicht, und sie macht auch vor uns Büchermenschen nicht halt!«

Sir Walter lächelte, scheinbar gelassen. »Mein lieber Freund, ich mag bisweilen in Gedanken versunken sein und meinen Lebensunterhalt damit verdienen, mir Geschichten aus glorreicher Vergangenheit auszudenken, aber das bedeutet weder, dass ich von gestern noch dass ich ein Träumer bin. Ich weiß sehr gut, was in der Welt dort draußen vor sich geht.«

»Dann weißt du auch, dass wir handeln müssen.«

»Handeln?« Sir Walter hob eine buschige Braue. »Was bedeutet das? Den Verlag verkaufen? Mit allen Rechten an meinem Werk? Damit wäre alles zerstört, was wir in den vergangenen zwei Jahrzehnten aufgebaut haben.«

»Das weiß ich«, beschwichtigte Ballantyne. »Aber es gibt eine andere Lösung, die ...«

»Nein!«, wiederholte Sir Walter, noch lauter diesmal. Es war eine der seltenen Gelegenheiten, bei denen er die Stimme erhob. Seine von Falten zerfurchte Stirn hatte sich gerötet. »Ich weiß, was du sagen willst, aber das kommt nicht in Frage! Wenn wir Geld brauchen, so finden wir einen anderen Ausweg.«

»Was willst du tun? Dir noch mehr Geld leihen? Von wem? Du wirst in diesen Tagen in ganz Schottland niemanden finden, der ...«

»Was ist mit Constable?«